

Volker Reinhardt

## Das Ende der Renaissance?

Nie war der Appetit auf „Renaissance“ größer als heute. Die erste Folge der ZDF-Produktion über die Borgia erzielte im Oktober 2011 mit 15,7 Prozent der Fernsehzuschauer eine Traumquote; dabei lag selbst der Anteil des besonders werberelevanten Publikums unter 30 überdurchschnittlich hoch. Kein Wunder bei dem, was man da geboten bekam: der junge Cesare Borgia setzte abrahamgleich sein frisch geborenes Söhnchen auf einsamer Bergeshöhe aus, um danach über diesen Verrat zum Monster zu mutieren, woran dann die schöne Teenie-Freundschaft mit Alessandro Farnese zerbrach. In der kurz darauf nachgereichten Hollywood-Endlos-Serie zur selben Familie outete sich Lucrezia Borgia als Mörderin ihres Bruders Juan, nachdem sie endlos über die Teilnahme ihrer kaltgestellten Mutter an ihrer Hochzeitsfeier geizt hatte. Wahrlich, „Renaissance“ hat Konjunktur. Anders ausgedrückt: der Renaissance-Virus, von Jacob Burckhardt in seinem Basler Laboratorium erzeugt, geht in mancherlei Mutationen um. Die Folgen sind nicht nur Epi-, manchmal regelrechte Pandemien in breiteren Schichten, die sich an der kruden Mischung von Erhabenheit und Ruchlosigkeit delectieren, sondern leider auch für die Historikerszene selbst gravierend.

Hier nämlich reagiert man seit längerem mit einer Kombination aus systematischer Reflexionsverweigerung und schleichender Usurpation. Entlarvend war in diesem Zusammenhang, was die beiden Regisseure zur Rechtfertigung ihrer Science-Fiction-Märchen zu sagen hatten: Sie hätten sich durch die gesamte Forschung zum Thema hindurch gelesen, festgestellt, dass sich die Gelehrten in nichts einig seien und daraus die Lizenz zur Eigenphantasie abgeleitet. Wer sich wie die beiden Filmkünstler durch die Standardliteratur zum Thema Renaissance, speziell in Italien, hindurchblättert, gewinnt ähnliche Eindrücke. Schon in Sachen Datierung stechen groteske Abweichungen ins Auge. Für die einen gehören Dante und

Shakespeare, deren Lebensdaten immerhin drei Jahrhunderte auseinander liegen, gleichermaßen dazu; weitere haben die „Epoche“ offenbar so lieb gewonnen, dass sie wie der sprichwörtliche schöne Tag am besten nie vergehen sollte.

Auf der Gegenseite besteht die radikalste Lösung darin, die Renaissance nur noch als eine kleine Welle im unaufhörlichen Geschichtsstrom erkennen zu wollen; wieder andere votieren für eine radikale Verschlinkungskur auf die Idealzeit von 1430 bis 1560. Dabei sind beide Grenzen zu der vorangehenden bzw. nachfolgenden Zeit völlig offen. So kann man es den Mediävisten kaum verübeln, dass sie im Schutze des Mittelalter-Nebels, den ihnen Burckhardt andichtete, zur Offensive geschritten sind und sich die Renaissance oder zumindest einen großen Teil von ihr klammheimlich einverleibt haben. Neuere und neueste Gesamtdarstellungen zur Geschichte Italiens im Mittelalter reichen ohne jede thematische Hinterfragung selbstverständlich bis zum Sacco di Roma im Jahr 1527, der disziplinübergreifend beliebtesten "Epochengrenze" überhaupt. Damit wird ein Leonardo da Vinci, der immerhin acht Jahre zuvor das Zeitliche gesegnet hat, ipso facto zu einem „mittelalterlichen Menschen“, was immer damit auch gemeint sein mag, vom Begründer der modernen politischen Theorie, dem Erzprovokateur Niccolò Machiavelli, der sechseinhalb Wochen nach Beginn des Sacco starb, ganz zu schweigen. Dass das nicht nur Unsinn, sondern schlichtweg Widersinn ist, geht allen auf, die Burckhardt mit offenen Augen lesen: Für den Basler Mythenbildner war die Renaissance der stürmische Durchbruch zur Moderne in all ihrer tragisch-unheimlichen Ambivalenz von Traditionsstürzung, Ich-Verabsolutierung, Subjektivierung und Säkularisierung. Mit anderen Worten: wer „Renaissance“ zum Mittelalter schlägt, sollte zumindest diesen Begriff aus Pietät gegenüber Michelet und Burckhardt, die beide darunter

den Aufbruch in Richtung Gegenwart verstanden haben, gegen einen weniger anstößigen Terminus austauschen.

Doch wäre selbst diese Grenzerweiterung im Sinne eines „Überall ist Mittelalter“ noch als Stimulus zu werten, wenn sie von theoretischen Grenzziehungen begleitet wäre, die die Absteckung dieses gigantischen Claims begründen könnten. Doch eine solche Debatte ist nicht in Sicht. Im Gegenteil: eine auch nur ansatzweise tragfähige Definition von Mittelalter, die die langen Jahrhunderte zwischen den Merowingern und dem Konzil von Basel zu umklammern oder gar mit einer gemeinsamen Schnittmenge auszustatten vermöchte, gibt es nicht und hat es auch nie gegeben. Das Mittelalter wurde in der Frühaufklärung als Müllhalde der Geschichte erfunden, auf der man religiösen Fanatismus, Adelsarroganz, administratives Chaos und die volkstümlichen Mentalitäten der Gegenwart zugleich zu entsorgen bestrebt war. Dabei hat die berechtigte Widerlegung dieses Negativ-Images keineswegs einen belastbaren harten Kern von Mittelalter zu Tage gefördert. Trotzdem leben „Mittelalter“ und „Renaissance“ im akademischen Jargon fort, und zwar keineswegs nur zur Abgrenzung von Lehrstühlen und Seminaren. Auf diese Weise wird den Studienanfängern suggeriert, dass ein historisches Denken in starren Epochengrenzen sinnvoll ist – ein später kaum wieder gut zu machender *lapsus originalis*.

Nicht minder vernachlässigt als die schiere Datierung ist die geographische Situierung von „Renaissance“. Dass sie in Italien ihren Anfang nahm, ist weitgehend unstrittig. Schon sehr viel offener diskutiert wird die Frage, ob und wie es sie in Mittel-, Nord- oder Osteuropa gegeben habe, als „ganzheitliche“ Zeitspanne wohl gemerkt, mit nachvollziehbaren Merkmalen über Kunststile und Elitenvorlieben hinaus. Eine solche Debatte kann schon deswegen nicht in Gang kommen, geschweige denn reüssieren, weil man sich innerhalb der Historikerzunft und in noch höherem Maße über Disziplinengrenzen hinweg nicht einig ist, was man eigentlich darunter versteht. Für Burckhardt war bekanntlich der Staat das Maß aller Renaissance-Dinge; seine Renaissance breitete sich von oben nach unten aus, machtvoll gefördert durch legitimationslose Tyrannen, die die Menschen illusionslos erkennen

mussten, um sie um so wirkungsvoller zu beherrschen. Diese schon damals als Mythen erkennbaren Vorstellungen vom starken Staat der Renaissance sind nicht nur widerlegt, sondern größtenteils ins Gegenteil verkehrt worden. An diese Stelle der Tyrannis als Laboratorium der Moderne ist seitdem der Hof getreten, der als eigentliches Kraftfeld der Renaissance gilt, und zwar sozial und kulturell. Statt von einer starken Staatsgewalt geht die neuere Renaissanceforschung von einer machtvollen Propaganda und von konsequenter Imagepflege, also von der Errichtung eindrucksvoller Fassaden zur Erzeugung von Herrschernimbus und Sozialprestige aus. Wer so argumentiert, verlegt die Renaissance zum guten Teil von der Realität in die Virtualität und weiß sich dabei in illustrierter Gesellschaft: Für Machiavelli bestand die bislang unerreichte Kunst, die er in seinem Buch vom Fürsten zu lehren beanspruchte, ja gerade darin, nichts zu sein und alles scheinen zu können, Politik also zu einer ebenso meisterlich geplanten wie dauerhaft durchgehaltenen Inszenierung und so zu einem wirkungsvollen Instrument der Politik zu gestalten.

Ist das wirklich alles? Und reicht das aus, um die Moderne beginnen zu lassen? Wie hoch soll man bei einer solchen Epochengrenzziehung den Stilwandel gewichten, der sich mit Brunelleschi, Ghiberti und Masaccio in den bildenden Künsten vollzieht? Sind Veränderungen der künstlerischen Ausdrucksformen überhaupt „epochenrelevant“? Wenn ja, warum spricht man dann nicht von der „Gesamtepoche“ der Romanik, der Gotik oder des Rokoko? In welchem Verhältnis steht dazu überhaupt die Musik, eine mindestens ebenso öffentlichkeitswirksame Kunst? Was muss überhaupt zusammenkommen und unter dem Strich gegeben sein, um eine „vollgültige“ Epoche auszumachen? Solche Fragen nehmen sich banal, fast schon grotesk aus und bleiben daher aus gutem Grund oft unerörtert. Doch stattdessen die alten Wort-hülsen weiter zu transportieren, ist eine noch schlechtere Lösung.

Diese intellektuelle Misere spiegelt sich in Stellung und Stellenwert der Renaissanceforschung an deutschsprachigen Universitäten (und nicht nur an ihnen) wider. Um es ganz knapp auf den Punkt zu bringen: Was einmal Kernmaterie war, ist längst marginalisiert (lobenswerte Gegentendenzen, die sich hier

und dort nachweisen lassen, von jetzt an immer ausdrücklich ausgenommen). Und dort, wo „Renaissance“ im akademischen Rahmen schwerpunktmäßig gelehrt wird, erreicht sie kaum je die Öffentlichkeit, die doch begieriger denn je nach „Renaissance“-Futter giert. Renaissance-Stoffe – vor allem solche, in denen der Name Leonardo da Vinci spukt – lassen sich bei entsprechend reißerischer Behandlung zu Millionsellern vermarkten. Wo aber war in diesem Mediengetöse die Stimme der Wissenschaft zu hören? Von wenigen umso löblicheren Ausnahmen abgesehen zog sich die Gelehrtenwelt, die doch aufgerufen gewesen wäre, diese wüsten Legenden zu widerlegen, gekränkt oder angewidert von so hemmungsloser Entweihung ins Schneckenhaus zurück.

Die Krise der Renaissanceforschung ist also nicht zuletzt auf Vermittlungsprobleme zurückzuführen. Die spezialisierteste Forschung kann am Ende nur überleben, wenn sie lebendigen Kontakt zu einer Öffentlichkeit behält, die kein entsprechendes Fachstudium absolviert hat und kein Detailwissen für sich beanspruchen kann, wohl aber etwas viel Kostbares: Interesse an neuen Ergebnissen, neuen Einschätzungen und Beurteilungen der Vergangenheit, vorausgesetzt sie sind in einer für den gebildeten Laien verständlichen Sprache formuliert. Wenn diese Rückkopplung zum eigentlichen Rezipienten- und – warum nicht? – Konsumentenkreis von Wissenschaft ausbleibt, wird sich die Spezialforschung nicht mehr die Relevanzfrage stellen und sich in Nebensächlichkeiten verirren. Die Relevanzfrage aber lautet unverändert: Warum lohnt es sich, gerade diesen Gegenstand zu erforschen, was trägt er zu einer tiefschärferen Bewertung im Großen und Ganzen bei – und, auf ein breiteres Publikum gemünzt, was hat er uns heute zu sagen? Diese Frage ist in Sachen Renaissance umso unverzichtbarer, als die Trivialproduktionen in Wort und Bild letztlich Gegenwart in Kostümen der Vergangenheit aufmarschieren lassen. Mit anderen Worten: nur eine Renaissanceforschung, die diesem Zielpublikum verständlich machen kann, was um 1500 verglichen mit heute ähnlich und anders, nie aber gleich ist, kann sich auch fachintern über das Wesen der von ihr untersuchten Epoche verständigen und entsprechende Untersuchungsschwerpunkte ausbilden. Der lebendige Kontakt zu einer solchen Leserschaft ist ohne

Frage lebenswichtige Selbstvermarktung, ohne die es das akademische Fach Geschichte insgesamt bald nicht mehr geben dürfte, aber ebenso sehr Orientierung der Fachdisziplin selbst, die sich ohne diese heilsame „Cui bono?“-Befragung in Selbstbespiegelungen verliert. Wer darin eine Entweihung oder gar Prostitutionierung der Wissenschaft sieht, ist selber schuld. Renaissanceforschung war im 19. Jahrhundert gerade deshalb eine Leitdisziplin, weil sie der damaligen Gegenwart in eigener Sache sehr viel zu sagen hatte: von den Zwängen der Etikette und der Triebunterdrückung, die den Einzelnen zu einem Rädchen im großen Getriebe herabwürdigte und unter seinen internalisierten Hemmungen stöhnen ließ – und von der angeblichen Gegenwart der Renaissance mit ihren amoralierten Selbstverwirklichern beiderlei Geschlechts. Natürlich ist gerade das heute nicht mehr das wissenschaftliche Bild der Renaissance. Doch ein neues, dem Stand der Wissenschaft 150 Jahre nach Burckhardt entsprechendes Bild ist eben nicht lanciert und für ein gebildetes Publikum auch nicht greifbar – und das ist die Schuld der Wissenschaftler, nicht des Publikums, das *faute de mieux* an den alten Mythen festhält. Sie haben ohne Not den großen Simplifikatoren das Feld überlassen.

Auch innerhalb der Universität krankt die Renaissanceforschung am Vermittlungs-Defizit. Gerade weil sich die alten Formeln abgenutzt haben, wäre es an der Zeit, „Renaissance“ nicht als gegebenes Wissen, sondern als erregende Herausforderung, ja als Problembaustelle zu lehren. Gibt es Veränderungsschübe, die etwas qualitativ Neues hervorbringen, und wenn ja, welche Schichten der Gesellschaft werden in welchem Maße davon erfasst? In welchem Verhältnis steht die Selbstwahrnehmung der Zeit zur Beurteilung durch die heutigen Historiker? Welchen Stellenwert hat Propaganda, welche Medien bieten sich dafür, welche Gegenstimmen erheben sich dazu? Was heißt patrizischer oder aristokratischer Status ganzheitlich, wie wird auf Sozialprestige reagiert? Wo stehen Künstler und Kunstwerke sozial, politisch und ökonomisch, was tragen sie zu Rang und Reputation bei, welche Kommunikationsprozesse laufen in diesem Zusammenhang ab? Welche Prägungen gehen vom Kernwert der Ehre aus? Welche Angebote der Einbindung ergehen von oben an die Mittel- und Un-

terschichten, welche Mentalitäten herrschen in welchen Lagen der Gesellschaft vor? Welche Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigkeiten zeichnen sich damit ab, mit welchen Methoden sollen Intellektuelle diszipliniert und domestiziert werden, welche Normenkurrenzen prägen den Habitus der Eliten und speziell der Kirche? In welchem Verhältnis stehen Stil, Geschmack und sozialer Rang bzw. berufliches Umfeld, wer profiliert sich als Wortführer des Alten und des Neuen? Welche Überbrückungsnormen bilden sich in diesen unvermeidlichen Konflikten heraus, und wie tragen Kunstwerke dazu bei, die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu schließen?

Das sind nur einige solcher Leitfragen, die (im Einzelnen vielfach beantwortet) neu verknüpft zu einer Neu-Präsentation von „Renaissance“ im universitären Lehrbetrieb dienen können. Auch sie knüpfen selbstverständlich an die Gegenwartserfahrungen der Studierenden an, doch was ist daran falsch? Geschichte, die keine Berührungspunkte zum Heute nachweist, bleibt tote Materie. Eine ähnliche Neuvernetzung wünscht man sich für die Fachforschung selbst, ohne die es selbstverständlich keine lebendige Außenwirkung geben kann – beides, die Debatte unter Fachgelehrten und vor dem kritischen Forum der Öffentlichkeit, sind bekanntlich zwei Seiten einer Medaille. Eine solche Diskussion sollte ohne Besitzansprüche von Disziplinen konzeptuell offen, ohne Tabus, doch auch ohne Dogmen geführt werden – auch das an sich schauerliche Binsenwahrheiten und Gemeinplätze, doch eben nicht selbstverständlich. Wenn in diesem Gespräch aller historischen Disziplinen mit der Kunst-, Theologie- und Philosophiegeschichte sowie mit den Philologien das Ende der Renaissance als Epoche beschlossen wird, so ist selbst ein solches Ergebnis besser als der Status quo der Sprach- und Interesselosigkeit.

## Autor

Der Autor lehrt Geschichte an der Universität Freiburg, Schweiz.

## Titel

Volker Reinhardt, *Das Ende der Renaissance?*, in: *Teaching the Renaissance I*, hg. von Angela Dreßen und Susanne Gramatzki, in: kunsttexte.de, Nr. 2, 2012 (4 Seiten), [www.kunsttexte.de](http://www.kunsttexte.de).